

Teilort Ittenbeuren. Dem Teilort Liebenhofen ist ein spezieller Beitrag von Oskar Igel gewidmet, und Ursula Rückgauer, Kreisbeauftragte für den Denkmalschutz, steuert eine kunstgeschichtliche Betrachtung der katholischen Pfarrkirche bei.

Hans Offenwanger selbst vermittelt in mehreren kurzen Beiträgen ein lebendiges Bild vom religiösen und kirchlichen Leben und dem davon zeugenden, bis heute lebendigen Brauchtum wie der alljährlichen Beteiligung am Weingartener Blutritt. Dass dabei ein Kapitel über die Kleindenkmale als christliche Zeugen in der Landschaft nicht fehlen darf, versteht sich bei dem 2004 für seine Dokumentation und Sanierung zahlreicher Feldkreuze mit dem Sonderpreis Kleindenkmale des Schwäbischen Heimatbundes ausgezeichneten Heimatpfleger praktisch von selbst. Pfarrer i.R. Roland Hergert zeigt auf, dass sich inzwischen auch evangelische Christen in der ursprünglich rein katholischen Gemeinde zuhause fühlen. Sie zogen seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts in die neuwürttembergische Gemeinde, wo sich im Teilort Atzenweller ein Diasporazentrum entwickelte, das 1885 schließlich eine eigene Kirche erhielt. Als erster ständiger Pfarrer wirkte der durch die Gründung seiner Friedenspartei nach dem Ersten Weltkrieg im ganzen Land bekannt gewordene Paul Knapp 40 Jahre lang – von 1909 bis 1949 – in der Gemeinde.

Hans Offenwanger jun. veranschaulicht in seinem durch zahlreiche Farbaufnahmen bereicherten Beitrag die Vielfalt der geschützten Biotope mit ihren seltenen Tier- und Pflanzenarten. Und Andreas Hermann gibt abschließend einen Überblick über das Vereinsleben, das in einer ländlichen Gemeinde von besonderer Bedeutung für die kulturellen Aktivitäten ist.

Den Bürgern von Grünkraut kann man zu diesem vorzüglich ausgestatteten und dennoch erstaunlich preisgünstigen Heimatbuch gratulieren. Darüber hinaus ist es jedem an Oberschwaben und seiner Geschichte Interessierten bestens zu empfehlen.

Friedrich Weller

Klaus Beer

**Auf den Feldern von Ulm.  
In den wechselnden Winden von  
Adenauer bis Willy Brandt.**

Mit einem Geleitwort von Ivo Gönner.  
Verlag Ulmer Manuskripte, Blaubeuren  
2008. 352 Seiten, zahlreiche Abbildungen.  
Broschur € 19.80.  
ISBN 978-3-939496-41-0

Dieses Erinnerungsbuch ist – über seine private Zweckbestimmung hinaus – ein beträchtlicher Gewinn für die Beschäftigung mit der jüngeren Geschichte der Stadt Ulm. Dies deshalb, weil es in eindrucksvoller Weise den Anforderungen Goethes an biographische Unternehmungen (im Vorwort zu *Dichtung und Wahrheit*) genügt: «den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, wie ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet». So gilt das Interesse weniger der dargestellten privaten Person als solcher, vielmehr der Weise, wie sie in bestimmten zeitlichen und örtlichen Verhältnissen tätig war, auf diese eingewirkt hat und von ihnen geprägt wurde.

Klaus Beer, 1932 in Hamburg geboren, lebte von 1943-1969 in Ulm. Er studierte Rechtswissenschaft in München, war Gerichtsreferendar und Richter am Amtsgericht und Landgericht in Ulm, danach am Landgericht und Oberlandesgericht in Stuttgart. Bei der Gründung der *Neuen Richtervereinigung* 1987 als Alternative zum Deutschen Richterbund hat Klaus Beer eine führende Rolle gespielt; er war bis 1993 der erste Bundesvorsitzende.

Gegenstand seines Erinnerungsbuches ist hauptsächlich die kommunale Szene Ulms in den späten 1950er- und in den 1960er-Jahren, daneben auch die Ulmer Justiz dieser Zeit. Auf beiden «Feldern» war Klaus Beer in einem Maße beteiligt, dass er die wesentlichen Entwicklungen und Ereignisse jener Zeit so engagiert wie authentisch erzählen kann. Mit der Ulmer Geschichte nach 1945 hat es eine besondere Bewandnis, die im Schicksal und Vermächtnis der Geschwister Scholl begründet ist. Vor dem «Dritten Reich» eine Militär- und

Industriestadt von provinziell national-konservativem Gepräge, frühe Hochburg der Nazis, am Ende das schauerlich-groteske «Staatsbegräbnis» für den zum Selbstmord gezwungenen Rommel, kurz danach im Dezember 1944 die definitive Zerstörung der Innenstadt.

Von dieser Ausgangslage her fand gleich nach dem Krieg ein beispielloser Aufbruch im Zeichen der «Weißen Rose» statt, initiiert vor allem von Inge Aicher-Scholl, einer Schwester der Hingerichteten, und ihrem Ehemann Otl Aicher. Sie schufen mit der 1946 gegründeten Volkshochschule ein kulturelles Zentrum, das weit über Ulm ausstrahlte und bedeutende Geister in die Stadt holte. Klaus Beer hatte als Mitglied des Kuratoriums der VHS maßgeblichen Anteil daran, dass deren Domizil, das Einstein-Haus, 1968 gebaut wurde. Als zweite Großtat dieses Aufbruchs folgte die Hochschule für Gestaltung, die nach längeren Vorbereitungen 1955 ins Leben trat und sich schnell weitreichendes Ansehen vor allem außerhalb von Ulm erwarb.

Die Jahre, über die Klaus Beer berichtet, waren nicht mehr die des Aufbruchs. In ihnen ging es um die politische und kulturelle Auseinandersetzung mit dem Bodensatz eines provinziellen Konservativismus, der sich durch die restaurativen Entwicklungen der Adenauer-Ära ermutigt fühlte und damit auch der Nazi-Ideologie neuen Auftrieb gab. Klaus Beer schildert mit charakteristischen Beispielen diese Auseinandersetzungen, u.a. um das Ulmer Museum. Das Museum versuchte unter Herbert Pée (ab 1952), seine erheblichen Verluste in der NS-Aktion «entartete Kunst» durch Neuerwerbungen auszugleichen. Der Ankauf eines Aquarells von August Macke stieß 1955 auf heftige Angriffe im Gemeinderat. Um eine Klee-Ausstellung 1962/63 entfesselte die *Schwäbische Donauzeitung* eine Leserbrief-Kontroverse, deren heftige Beiträge zum Teil in Diktion und Niveau dem *Völkischen Beobachter* nicht nachstanden. Im Jahr 1962 eine solche Auseinandersetzung um Bilder von Paul Klee – das dürfte damals kaum eine westdeutsche Großstadt den Ulmern nachgemacht haben.

Immerhin ist mit Klaus Beer anzuerkennen, dass durch Oberbürgermeister Pfizer und die Gemeinderatsmehrheit Schlimmeres auf diesem Feld verhindert wurde.

Klaus Beer bearbeitet manche Ulmer Felder: Friedenspolitik und Demokratie, Fortleben der Rechten nach dem Nationalsozialismus, Ulmer Justiz, Arbeit im Gemeinderat. Auf dem ersten Feld geht es um sein Engagement als linker Sozialdemokrat in den politischen Grundkonflikten jener Jahre – Aufrüstung, Kriegsdienstverweigerung, Vietnam-Krieg, Notstandsgesetze, Studentenbewegung, jeweils mit Ulmer Akzenten. Für die Jüngeren heute sind diese Konflikte sehr fern, doch in der Erzählung von Klaus Beer rücken sie ein gutes Stück näher und erlangen fast die Qualität eines Lehrstücks, wie ein Engagement für humane und soziale Ziele gegen etablierte Machtstrukturen von einer kleinen Gruppe durchgehalten wird. Die Eindringlichkeit dieser Schilderungen kommt nicht zuletzt von der ruhigen, unpräzisen Sprache, die die Dinge klar und entschieden beim Namen nennt, ohne jede Spur von politischer Suada.

Immer wieder tritt uns dabei die Gestalt Fritz Hartnagels (1917-2001) entgegen. Der Freund von Sophie Scholl, Ehegatte ihrer Schwester Elisabeth, war Freund, politischer Weggefährte und älterer Richterkollege des Autors und für diesen besonders in den ersten Jahren eine Art Mentor. Es ist nicht das geringste Verdienst dieses Buches, dass Klaus Beer das lebensvolle Porträt dieses Mannes zeichnet, der als einer der allerersten das geistige Erbe der Weißen Rose annahm, um es in seinen politischen Aktivitäten wie in seinem Richterberuf wirksam werden zu lassen.

Was Klaus Beer von der Ulmer Justiz der Jahre 1958-1969 zu berichten weiß, ist ein nicht nur für Juristen lesenswerter Beitrag zur juristischen Zeitgeschichte, vor allem soweit es dabei um den Umgang der Justiz mit ihrer Rolle im «Dritten Reich» ging. Da musste Klaus Beer, wie andere seiner Altersgruppe in der Justiz, die Entdeckung machen, dass Kollegen unter demselben Dach als NS-Sonderrichter oder Ankläger beim Volks-

gerichtshof tätig gewesen waren. Gegenüber den damals auftretenden Publikationen über solches Vorleben einer großen Zahl bundesrepublikanischer Richter und Staatsanwälte (vgl. z. B. die Ausstellung *Ungesühnte Nazi-Justiz* 1960 in Karlsruhe) konnten die Belasteten, auch in Ulm, weitgehend mit der Solidarität ihrer älteren Kollegen rechnen.

Bewegend schildert Klaus Beer die Begegnung mit einem älteren Behinderten in der Anstalt Bad Schussenried, der die «Euthanasie» überlebt hatte und davon vor einem Kreis von Juristen und Medizinerinnen erzählte. In diesem Zusammenhang referiert der Autor unter dem Stichwort «Erinnerungsverweigerung» das Verhalten der Justiz gegenüber der Aktion «Euthanasie», mit dem schweigenden Einverständnis der Oberlandesgerichtspräsidenten und Generalstaatsanwälte auf deren Berliner Versammlung im April 1941 – eine doppelt schändliche Geschichte, denn eine Strafverfolgung dieser Chefs wegen Beihilfe zur Tötung wurde nach dem Krieg erfolgreich hintertrieben.

In summa: Ein Buch, das Rechenschaft gibt über die erste Phase eines Lebensweges als Jurist und als politischer Mensch, über die ersten Stufen beider Karrieren. Klaus Beer hat, auch später auf anderen Feldern, beide Bereiche nicht vermengt, aber die Spielräume, die sich jeweils boten, klug und kräftig genutzt, um, immanent und wechselseitig, Gutes zu bewirken oder Besseres zu befördern. Die Ergebnisse können sich sehen und lesen lassen. *Fritz Endemann*

*Ansbert Baumann*

**Die Neckarsulmer Juden.  
Eine Minderheit im geschichtlichen  
Wandel 1298-1945.**

*Jan Thorbecke Verlag Ostfildern 2008.  
308 Seiten mit 20 Abbildungen und  
Grafiken. Pappband € 34,90.  
ISBN 978-3-7995-0819-3*

Die schon im 13. Jahrhundert nachweisbare jüdische Gemeinde von Neckarsulm gehörte zu den ältesten kleinstädtischen Judengemeinden in Südwestdeutschland. Zuzug erhielt die jüdische Bevölkerung insbeson-



dere immer wieder aus der ehemaligen Reichsstadt Heilbronn. Ihre Geschichte ist für Jahrhunderte geprägt durch die Zugehörigkeit des Ortes zum Herrschaftsgebiet des Deutschritterordens ab 1484.

Während rings herum die Juden vertrieben wurden, entwickelte sich Neckarsulm «auf Grund der besonderen herrschaftlichen Situation und ihrer geographischen Lage für eine größere Region zu einer Art Insel des jüdischen Lebens» und blieb dies, allen Anfeindungen und Forderungen Heilbronn oder des Herzogtums Württemberg zum Trotz, bis ins 19. Jahrhundert.

Diese Sonderrolle der Stadt bot die Rahmenbedingungen für ein reiches kulturelles Leben, zumal verschiedene Familien als Hoffaktoren der Hoch- und Deutschmeister zu großem Wohlstand gelangten. Mit der Eingliederung der Deutschordensherrschaft in das Königreich Württemberg veränderte sich die Situation schnell. Die in der Mitte des 19. Jahrhunderts verstärkte Abwanderungswelle in die nahegelegenen großen Städte Heilbronn und Stuttgart sowie ins Ausland, beispielsweise nach Amerika, dezimierte die Gemeinde. 1933 lebten in der rund 7.000 Einwohner zählenden Stadt noch 17 Juden.

An die einst blühende Gemeinde erinnert heute fast nichts mehr. Erhalten sind lediglich einige wenige Grabsteine und das Tahara-Häuschen auf dem jüdischen Friedhof. Dort erinnert auch eine Tafel an die Geschichte der Gemeinde. Allerdings ist ihr Text wenig informativ, eher verunklarend und verwischend. So kann man dort etwa über das Schicksal der Juden in der NS-Zeit lediglich lesen, dass «die letzten Familien zwischen 1933 und 1938 ausgewandert» sind. Zum 1942 (!) von der bürgerlichen Gemeinde weitgehend zerstörten, fast vollständig abgeräumten Friedhof heißt es da: «Die Zerstörungen an den Grabsteinen wurden 1933 in den Wir-